

Bestraft wird durch Todesangst

Das passende Buch zum allgegenwärtigen Weimar-Hype und ein lesenswertes noch dazu: Der vergessene Justizroman von Ernst Ottwalt „Denn sie wissen was sie tun“.

Heute Nacht sitzen Tausende Gefangene in deutschen Gefängnissen. In Qual und Verlassenheit starren sie an die Decke, können nicht schlafen, jede Hoffnung ist ihnen abhanden gekommen. Sie sind ausgesondert, weil die Gesellschaft durch ihr Verhalten Schaden genommen hat, weil sie gebrochen haben mit geltenden Regeln und Gesetzen. Oder auch, weil sie aus Verzweiflung etwas getan haben, für das es kein Vergessen und Vergeben gibt. Sie sitzen da und lassen ihre Gedanken Schleifen drehen. „Und während sie in fahler Umnachtung vor sich hin stieren“, so heißt es im Schlussabsatz dieses phänomenalen, lange Zeit vergessenen und gerade wiederentdeckten Justiz-

romans, „werfen Tausende von deutlichen Richtern jetzt noch einen ruhigen Blick in das freundliche Dunkel ihres Zimmers und schlafen. Sie schlafen gut.“ Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Bedrückende Schicksals-Synchronität. Von uns verdrängt. Heute wie damals. In der Weimarer Zeit, in der „Denn sie wissen, was sie tun“ von Ernst Ottwalt spielt, war die Justiz noch monarchistisch geprägt. Da hatte der Adel Vorrang, wurde bei gleichem Vergehen je nach Klassenlage geurteilt. Die Ungerechtigkeiten, die daraus erwachsen und die Ottwalt auf drastische Weise schildert, sind alles Tatsachen, geschehen in den Jahren 1920 bis 1931. Falls irgendwelche Zweifel an dem dokumentarischen Charakter seiner Darstellung auftauchen sollten, so das unterschiedene Angebot des Autors zu Anfang, bitte er darum, sich über den Verlag an ihn zu wenden.



Ernst Ottwalt: „Denn sie wissen was sie tun“. Roman.

Verlag Das kulturelle Gedächtnis, Berlin 2017. 352 S., geb., 25,- €.

erschienen Justizromans: Landgerichtsrat Friedrich Wilhelm Dickmann, der sich „als Aristokrat fühlt“ und jeden Morgen ins Berliner Kriminalgericht geht, um dort einer kleinen Strafkammer vorzusitzen. In Rückblenden wird sein Leben erzählt, angefangen von der Jenaer Studienzeit, in der er im Studentencorps marschierte, bei einem angeblichen Fluchtversuch auf gefangene Spartakisten schoss und eine Angestellten-Tochter schwängerte, die beim verzweifelten Versuch der Selbstabtreibung an einer Blutvergiftung starb. Als Assessor und Doktorand am Leipziger Reichsgericht gibt Dickmann kurz Widerworte und verliert sich in eine kluge Jüdin, aber der Vater holt ihn zurück auf die rechte Bahn: Gesetz ist Gesetz, Gerechtigkeit nur ein anderes Wort für Gesellschaftspyramide, und für Sex geht man im Zweifelsfall einfach ins Dienstmädchenzimmer.

Die distanzierte Erzählerstimme erinnert von ferne an Erich Kästner, der Protagonist an Heinrich Manns „Untertan“. Neben der harschen Sozialkritik schwingt jedoch auch Mitleid für den von seinem Milieu Zugerichteten mit: „So ist Dickmann Strafrichter geworden. Diesem jungen Mann gibt der Staat die Macht, einen Menschen auf Jahre ins Zuchthaus zu schicken. An seinen wohlgeformten Lippen hängen die Blicke der Angeklagten. Sein Wort ist ihr Schicksal, bedeutet ihnen Glück oder Verzweiflung. Dieser junge Mensch weiß nichts von Not und Elend und weiß nicht, was Hunger heißt. Er kennt von Menschen nur sich selbst.“

Neben dem nüchtern Lakonischen gibt es in diesem Buch auch Passagen voller Wut und Aufregung. Darüber etwa, dass der Wille des Volkes eine juristische Leerformel ist, die die Willkür der Staatsgewalt nur mühsam kaschiert. Das eindrucklichste Kapitel handelt vom Prozess gegen einen lustmordenden Landstreicher, der nach seiner Verzweiflungstat gejagt und zur Strecke gebracht wird wie ein tollwütiges Tier. Aussichtslos das Plädoyer des Verteidigers, der fragt, ob nicht die „Grausamkeit der Gesellschaft“ den Delinquenten zu dem gemacht habe, was er ist. Ob nicht die existenzielle Einsamkeit alle guten Regungen in einem Menschen zugrunde richten könnte. Empörtes Schweigen im Gerichtssaal: So ein soziales Element hat kein Recht auf Verteidigung, ist grundsätzlich und für immer verdorben.

Also steht Amtsgerichtsrat Dickmann im Morgenfrost auf dem Gefängnishof zu drei Wochen Gefängnisstrafe verurteilt worden war, und es ihm stumm, dass kommunistische Arbeiter, die Flugblätter verteilten, wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu jahrelangen Zuchthausstrafen verurteilt wurden, während häusliche Generäle, die monarchistische Propaganda in der republikanischen Armee trieben, nur von ihrer natürlichen Redefreiheit Gebrauch machten?

Wo bleibt bei all dem die Gerechtigkeit, will man fragen. „tja, die Gerechtigkeit“, sagt Dickmann vernommen und ist sehr weit fort.“ Dickmann, das ist der Protagonist dieses 1931 im Malik-Verlag

Bloß kein Hotelzimmer ohne Fernseher

Entlang von Anekdoten, Assoziationen und philosophischen Revisionen: Zwei neue Bücher von und über Jacques Derrida

Repräsentationskritik führt nicht notwendig zum Bildersturm. Sie scheint das Interesse am Bild und der Faszination, die Bilder ausüben, vielmehr zu steigern. Das beweisen jene Autoren, denen man eher hilflos mit den Etiketten „French Theory“ oder „Poststrukturalismus“ beizukommen versucht: Roland Barthes schrieb über Cy Twombly und die Fotografie, Gilles Deleuze über Francis Bacon und das Kino, Michel Foucault über Magritte und Velázquez.

Nur einem aus dieser Generation haftet der Ruf an, sich vor allem mit der Schrift und den Zeichen beschäftigt zu haben: Jacques Derrida. Tatsächlich besteht die von ihm begründete Dekonstruktion in einer besonderen Art der Lektüre, die die in den großen Texten der Philosophie etablierten Begriffshierarchien erschüttern soll. Doch wenn Dekonstruktion stets Arbeit am Text bedeutete, so beschränkte sich ihr Textbegriff nie auf Geschriebenes. Der 2004 verstorbene Derrida hat sich den Künsten auf seine Weise angenähert, von den Rändern her, auf Umwegen und schrägen Bahnen, als ein Autor, der schreibend und improvisierend die ihm gebotenen Gelegenheiten ergreift, sich zu Fragen der Ästhetik zu äußern.

Das belegt ein nun erschienener Band mit kleineren Arbeiten zur Kunst aus den Jahren 1979 bis 2004. Entstanden ist diese auf Französisch erstmals 2013 veröffentlichte Sammlung verstreuter, zum Teil an entlegenen Orten publizierter

Texte – Gesprächsmitschnitte, Interviews und Katalogbeiträge – unter Leitung der kanadischen Literaturwissenschaftlerin Ginette Michaud, die in Montreal ein Forschungsvorhaben zur Frage der Kunst im Werk Derridas leitet und zuletzt seine Schriften zur Architektur veröffentlicht hat (Les arts de l'espace, La Différence, 2015).

Der Schwerpunkt des Bandes liegt auf den neunziger und frühen 2000er Jahren. Das mag auch biographische Gründe haben: 1990 kuratierte Derrida eine Ausstellung im Pariser Louvre, die er mit der ihm eigenen Neigung zur Paradoxie unter das Thema der Blindheit stellte. So verwundert es auch nicht, dass er immer wieder auf Motive zurückkommt, die er bereits in seinen „Aufzeichnungen eines Blinden“, dem Begleitbuch zu dieser Ausstellung, entwickelt hatte.

Die Künste des Sichtbaren sind stets auch solche des Unsichtbaren, so ließe sich Derridas Hauptthese resümieren, die er immer wieder an seinem bevorzugten Beispiel, der Zeichnung, diskutiert. Der Zeichnende gleicht einem Blinden, insofern er den von ihm gezogenen Strich im Moment des Ziehens nicht sieht. Als Zug, durch den sich allererst etwas in Opposition zu etwas anderem bestimmt, ist der Strich zudem weder rein sinnlich noch rein intelligibel. Das verbindet ihn mit Derridas Begriff der Spur und erlaubt es, das Sichtbare als eine Figur der Schrift zu denken.



George Grosz, Straßenszene am Kurfürstendamm, 1925

Foto Museo Nacional Thyssen-Bornemisza, Madrid/VG Bild-Kunst, Bonn 2018

nur wenig Zeitkolorit – ein bisschen Kapp-Putsch hier, ein wenig Geldentwertung da –, kaum Stadtkosmos, keine Burlesque-Tänzerinnen. Mit der Szenerie der gerade angesagten „Babylon-Berlin“-Serie, hat das hier nicht viel zu tun. Eher mit dem „Hauptmann von Köpenick“, mit dem Antrieb also, die Ungerechtigkeiten der Zeit in dem nervösen Gewissen einer schuldlos-schuldigen Hauptperson zu spiegeln und damit das Bewusstsein der ganzen Gesellschaft auf die Probe zu stellen.

Kurt Tucholsky spielt Ottwalts Roman in seiner – der Neuausgabe angehängten – Rezension mit etwas faden-scheinigen Argumenten gegen Rudolf Borchardts „Deutsche Literatur im Kampfe um ihr Recht“ aus: Während der „Hochstapler“ Borchardt gegen die „Philister von links eifert und die Philister von rechts mit Samthandschuhen, Vergewaltigung, mit Stulpenhandschuhen“ anfasst, sei Ottwalts Buch beachtlich – „weniger als künstlerische Leistung denn als gute Hilfe im Kampf gegen die Justiz“. Das

Lob als griffiges Instrument der Gesellschaftskritik ist verdientvoll und greift doch zu kurz. Was Ottwalts Roman auszeichnet und auch heute noch lesenswert macht, geht zum Glück über Gesinnungserbauung hinaus: Es steckt viel innerer Kampf, viel Verzweiflung hinter den kühlen Tatsachenbeschreibungen.

Das versteht man noch besser, wenn man die Biographie von Ernst Ottwalt kennt: 1901 in ein konservatives Elternhaus geboren, meldete er sich noch vor dem Abitur bei einem Freikorps, brach später das Jurastudium in Jena ab; nach einer kurzen Lehrzeit in einer Privatbank hielt er sich mühsam als Redakteur für Reiseführer über Wasser und half seiner Frau bei Gerichtsreportagen. In den zwanziger Jahren machte er die Bekanntschaft von Bertolt Brecht und vollzog einen radikalen Seitenwechsel: Als glühender Marxist schrieb er jetzt Bergarbeiterdramen und autobiographische Konversionsromane. 1931 verfasste er zusammen mit Brecht

das Drehbuch zum Arbeiterfilm „Kuhle Wampe“.

In „Denn sie wissen, was sie tun“ rechnete er mit der ungerechten Sozialstruktur der deutschen Richterschaft ab. Als bei der Bücherverbrennung im Mai 1933 auch seine Werke ins Feuer kamen, floh Ottwalt erst nach Dänemark, dann nach Moskau. Hier wurde er – wie so viele aufrechte Sozialisten – wegen angeblicher trotzkistischer Agitation verurteilt und in ein Arbeitslager verbannt, wo er im August 1943 elend starb.

Seine Frau Waltraut Ottwalt-Nicolas kehrte 1941 zurück und lebte als Schriftstellerin bis 1962 in Deutschland. Ihr Mann war da – wie viele linke Weimarer Helden – längst vergessen. Jetzt hat der Verlag mit dem verheißungsvollen Namen „Das kulturelle Gedächtnis“ seinen Justizroman wiederaufgelegt. Eine zwingende Lektüre, gerade für die, die sich in diesen Tagen nach dem aufregenden Weimarer Nacht- und Nebelkerzenleben zurücksehnen. SIMON STRAUSS

Lockruf aus der Ferne

Friedrich Kröhnke und Thomas Rietzschel begleiten Abenteurer in die Fremde

Es gibt einen untergründigen Zusammenhang zwischen Nähe und Ferne, Idylle und Exotik. Das „braune Mädchen“ in der Schäferdichtung des achtzehnten Jahrhunderts, bei Gessner und anderen, verband die vermeintliche Unschuld europäischen Landlebens mit Südeidyllen, wie Bougainville und Cook, Diderot und Forster sie beschrieben: Tahiti galt als Paradies der freien Liebe, wo junge Frauen sich umstandslos den Matrosen hingaben. Dass dahinter eine von Inzesttabu geregelte, extrem hierarchische Gesellschaft stand, nahmen die Seefahrer nicht wahr. Das Klischee, wonach Exotik sich auf Erotik reimt, lebt von Gauigen bis zum Sextourismus von heute fort.

Dieser Hinweis ist nötig zum besseren Verständnis von Friedrich Kröhnkes Buch „Wie Dauthendey starb“, das dem Exotismus huldigt, indem es ihn demon-



Friedrich Kröhnke: „Wie Dauthendey starb“.

Literaturverlag Droschl, Wien 2017. 120 S., geb., 19,- €.



Thomas Rietzschel: „Die Handschrift des Legionärs Franz Eckstein“. Spurensuche eines Jahrhunderts.

Zsolnay Verlag, Wien 2017. 210 S., geb., 22,- €.

tiert und dekonstruiert. Der Verfasser hat viele Jahre lang auf den Philippinen gelebt und ist selbst ein Exotist wie der deutsche Dichter und Maler Max Dauthendey, dessen erotisch aufgeladene Erzählungen „Lingam“ und „Die acht Gesichter vom Biwasee“ deutsche Leser begeisterten, bevor er im Jahre 1918 in der Internierung auf Java starb – der Kriegausbruch hatte ihn fern der Heimat über-rascht.

Damit nicht genug, bezieht Friedrich Kröhnke auch Karl May in seinen Text mit ein, der sich als scheiternde Poetikvorlesung über Dauthendey tarnt, gleichzeitig aber ein ironisch gebrochenes Selbstporträt des Autors ist: als ein mit allen Wassern der Erzählkunst gewaschener Schreiberling, dem der Stoff wie Sand zwischen den Fingern verinnt, während er von Pol Pot bis Dschihadi John Figuren der Zeitgeschichte Revue passieren lässt.

Trotzdem nimmt man ihm sein Scheitern nicht ab, denn dazu ist dieses Buch zu kenntnisreich und gekonnt erzählt. Diese Virtuosität ist zugleich seine Schwäche, weil der Autor jeden Ansatz zur Empathie durchkreuzt oder unterläuft: „Glauben Sie nur ja nicht, unser Thema seien die Ferne und das Reisen und die Literaten! Unser Thema ist das Frotzeln. Unser aller Frotzeln, Dauthendey zum Beispiel. ... Wie nämlich die Menschen so sind. Während schwerer Turbulenzen gibt es an Bord von Flugzeugen keine Atheisten, aber zuvor sehr wohl!“

Max Dauthendey wurde 1867 in Würzburg geboren. Im gleichen Jahr meldete sich Franz Eckstein aus Dresden freiwillig zur französischen Fremdenlegion, „um als ein freier ungebundener Mensch glücklicher zu werden als Mancher, der im Kreise seiner Familie ein nach seiner Art zufriedenes Dasein führt“. Mit ganz ähnlicher Begründung büxte Ernst Jünger 1913 aus dem Elternhaus aus und diente bei der Legion in Algerien, bis sein Vater ihn freikaufte.

Der Lockruf der Ferne, dem Dauthendey, Friedrich Kröhnke und Eckstein folgten, ist ein zentrales Motiv des Exotismus, den der Literaturkritiker Thomas Rietzschel, gestützt auf den Nachlass des Ex-Legionärs, hundertfünfzig Jahre später als Gegenbild zur Enge der DDR beschwört. „Nüchtern und bisweilen im unständlichen Kanzeleistil beschreibt er das Leben in der Legion“, heißt es hier, und das gilt auch für Thomas Rietzschels um Sachlichkeit bemühten Text, der weit entfernt ist vom überdrehten Irrwitz des Dauthendey-Buchs.

Anders als Friedrich Kröhnke hat Thomas Rietzschel die Originalschauplätze nicht besucht, aber der Autor macht den Mangel wett, indem er seinen Protagonisten ernst nimmt und dessen Entbehrungen, Jagdabenteuer und Kämpfe mit aufständischen Kabylen eindringlich schildert. Beide Bücher, „Wie Dauthendey starb“ und „Die Handschrift des Legionärs Franz Eckstein“, sind angesiedelt an der Schnittstelle zwischen Erzählung und Essay, die sie mutwillig überschreiten, denn die „Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion sind wahrhaft durchlässig, sie verfließen unmerklich“, wie Thomas Rietzschel im Nachwort betont. HANS CHRISTOPH BUCH



Jacques Derrida: „Denken, nicht zu sehen“. Schriften zu den Künsten des Sichtbaren. 1979–2004.

Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek und Markus Sedlaczek. Brinkmann und Bose, Berlin 2017. 384 S., br., 44,- €.



Catherine Malabou und Jacques Derrida: „Die Seitenallee“.

Aus dem Französischen von Rike Felka. Brinkmann und Bose, Berlin 2017. 304 S., br., 38,- €.